

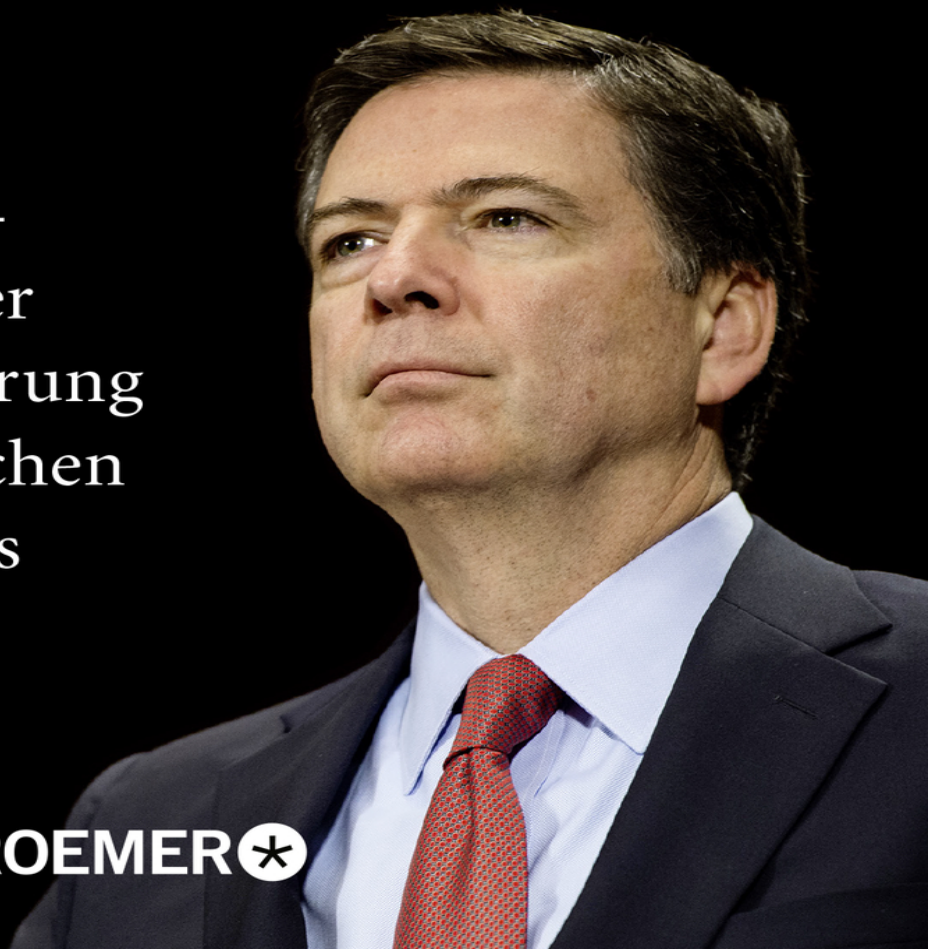


JAMES COMEY

NICHTS ALS DIE WAHRHEIT

Der Ex-FBI-
Direktor über
die Unterwanderung
des amerikanischen
Justizsystems

DROEMER*



James Comey

NICHTS ALS DIE WAHRHEIT

**Der Ex-FBI-Direktor über die Unterwanderung
des amerikanischen Justizsystems**

Aus dem amerikanischen Englisch von Pieke Biermann,
Elisabeth Liebl, Karl Heinz Siber, Karsten Singelmann,
Hella Reese, Christiane Bernhardt, Gisela Fichtl,
Stephan Kleiner und Monika Köpfer

Über dieses Buch

Die Rechtsstaatlichkeit ist das Fundament der Demokratie, sie schützt ihre Bürger. Doch nach vier Jahren Trump hat dieses Fundament tiefe Risse – der Rechtsstaat steht auf dem Spiel. James Comey, Ex-Direktor des FBI und einer der bekanntesten Kritiker des US-Präsidenten, ist überzeugt: Nur der unbedingte Wille zur Wahrheit und Transparenz kann das Land noch retten. So zeigt er anhand seiner spektakulärsten Fälle als Staatsanwalt und FBI-Chef ganz konkret, wie Ermittlungsbehörden, Strafverteidiger, Richter und Jurys in den USA gemeinsam für Gerechtigkeit kämpfen. Zugleich legt er offen, wie die Trump-Administration dieses Justizsystem angreift - mit undurchsichtigen Manövern, alternativen Fakten und Hinterzimmerdeals. Comeys Buch ist nicht nur eine mitreißende Darstellung von Kriminalfällen, sondern ein leidenschaftlicher Appell gegen die Rechtsbeugung und die Unterwanderung der Justiz: das Vertrauen in das Recht muss wieder zum Fixstern allen staatlichen Handelns werden.

Inhaltsübersicht

Einführung

Erster Teil

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

Zweiter Teil

9. Kapitel

10. Kapitel

Dritter Teil

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

Vierter Teil

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

Epilog

Dank

Einführung

Der US-Bundesanwalt ist nicht der Repräsentant einer Partei in einem Rechtsstreit, sondern der des Souveräns, und gleichermaßen zwingend zu unparteiischem Handeln wie zum Handeln überhaupt verpflichtet.

United States Supreme Court, 1935

Wir haben ein paar der schönsten Huren der Welt«, hat Putin zu mir gesagt.« Donald Trump saß wie eingerahmt zwischen Bill Clintons goldenen Oval-Office-Vorhängen, mit Hintergrundbeleuchtung durch das schwindende Licht eines späten Februarnachmittags. Er war erst seit siebzehn Tagen im Amt und noch nicht fertig mit dem Umdekorieren, aber weil er Gold liebte und Obama hasste, hatte sein Stab vermutlich beschlossen, dass es die alten Clinton-Vorhänge auch erstmal taten. Sie hingen jetzt zu beiden Seiten seines grellgoldenen Kopfs, und er erzählte mir von Putins Ansichten über russische Prostituierte.

Ich war Direktor des FBI, im vierten meiner vorgesehenen zehn Dienstjahre. Laut Amtsauftrag hatte ich das Land vor seinen Gegnern zu schützen, unter anderem

vor einem aggressiven Russland, das aktiv mitgeholfen hatte, diesen Mann auf den Stuhl des Resolute Desk zu bringen, auf dem er jetzt mir gegenüber thronte und in Erinnerungen an eine schlüpfrige Unterhaltung mit dem russischen Machthaber schwelgte.

Zwei Wochen zuvor und nur ein paar Schritte entfernt hatte Donald Trumps Nationaler Sicherheitsberater FBI-Beamte über seine Gespräche mit den Russen belogen. Das Justizministerium war führungslos, nachdem meine Chefin, die geschäftsführende Justizministerin Sally Yates, von Trump gefeuert worden war, weil sie sich geweigert hatte, den von ihm per Dekret verfügten »Muslim Ban« umzusetzen, einen Einreisestopp für Muslime, der noch immer für Chaos auf den Flughäfen sorgte. Der neue Präsident hatte die ersten Angriffe auf die Intelligence Community, die Gemeinschaft der US-Nachrichtendienste, zu der das FBI gehörte, gestartet. Über kurz oder lang würde er sich den kompletten Justizapparat vornehmen, der versuchte, die Gründe für all die Lügelei und all die Verbindungen zwischen Trump und Russland herauszufinden. Aber das war erst der Anfang des Generalangriffs auf die Justiz und ihre Werte. Er sollte sich noch Jahre hinziehen und einer unentbehrlichen amerikanischen Institution gravierenden Schaden zufügen.

Seit seinen Anfängen hat Amerika Institutionen geschaffen und gepflegt, in denen es um die Wahrheitsfindung geht.

Seit Jahrhunderten trägt Justitia auf allen Darstellungen eine Augenbinde. Sie strebt danach, die Wahrheit allein durch die Gewichtung der Fakten und ohne Ansehen der Person zu finden. Die Verfassung will es, dass Bundesrichter ihr Amt auf Lebenszeit bekommen, damit sie nicht in Gefahr geraten, aufgrund von politischem Druck die Augenbinde abzunehmen. Das Justizsystem wurde auf dem Grundsatz errichtet, dass die Bundesanwaltschaft, wie es der Supreme Court 1935 formuliert hat, die Rechtsvertretung für eine Idee – nämlich der Gerechtigkeit – ist, und nicht für einzelne Mandanten. Ebenso wenig ist der Justizminister, der als »General Attorney« den Titel des Generalstaatsanwalts trägt, der persönliche Anwalt des Präsidenten. In den Worten von Robert Jackson, der kurz selbst Justizminister gewesen war, bevor er zum Richter am Supreme Court ernannt und nach dem Zweiten Weltkrieg als amerikanischer Hauptanklagevertreter zu den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen gesandt wurde: Der Justizminister »hat eine Verantwortung gegenüber anderen Menschen als dem Präsidenten. Er ist der Rechtsvertreter der Vereinigten Staaten.«

Das Justizministerium und das Justizsystem im Allgemeinen sind alles andere als vollkommen, was das Streben nach inspirierenden Idealen betrifft. Das gilt seit Langem und für Amerika insgesamt. Menschen und die von ihnen geschaffenen Institutionen sind geprägt von

Voreingenommenheit, Ängsten und abwegigen Leidenschaften und bleiben immer hinter den Erwartungen zurück.

Die Justiz ist da keine Ausnahme. Unschuldige werden verurteilt, Schwarze Menschen kommen viel zu oft ins Gefängnis, arme Menschen werden viel zu selten anständig vertreten, dabei hängt in unserem System die Gerechtigkeit oft von der Qualität des eigenen Anwalts ab. Es ist sehr vieles falsch an der Rechtsprechung in Amerika. Aber eines war immer richtig an der amerikanischen Justiz, nämlich ihre in Generationen durch das Justizministerium geschaffene Realität und ihre Reputation. Jahrzehntlang und insbesondere in den fünfundvierzig Jahren seit Watergate wurde Justizmitarbeitern eine Art Sonderstellung zugedacht – als Menschen, die zwar Fehler haben wie alle anderen auch, und doch irgendwie anders sind, vertrauenswürdig. Ihnen traute man zu, schwierigste Situationen zu klären, gegen Politiker zu ermitteln, schmerzhaft ethnische Konflikte in Angriff zu nehmen, nach der Wahrheit zu suchen und dem amerikanischen Volk die Wahrheit zu sagen.

Wenn diese Sonderstellung im amerikanischen Leben für die Mitarbeiter der Justiz nicht mehr gilt, verlieren wir alle an Sicherheit. Wenn Staatsanwälte von Geschworenen, Richtern, Opfern, Zeugen, Polizisten und gesellschaftlichen Gruppen als Angehörige einer politischen Clique

angesehen werden, denen man entsprechend weniger trauen kann, dann geht etwas Wesentliches verloren.

Donald Trump hat zusammen mit seinem Justizminister William P. Barr das Vertrauen der Nation in die Justiz massiv zersetzt. Trump hat nie viel auf die Reihe gekriegt, aber er war immer außergewöhnlich gut darin, erbarmungslos gegen Menschen und Institutionen vorzugehen, die er als Bedrohung empfand. Anfangs wurden seine Lügen nach dem Prinzip des Tods durch tausend Stiche noch durchkreuzt, denn Jeff Sessions, sein erster Justizminister, stand bei all seinen Fehlern treu zu den altgedienten Regeln. Er ordnete vom Präsidenten gewünschte Ermittlungen nicht an und zog sich aus den Ermittlungen zur russischen Wahleinmischung 2016 zurück, weil er selbst eine Schlüsselfigur in Trumps Wahlkampagne gewesen war. Trump feuerte ihn, ersetzte ihn durch Bill Barr, und der erwies sich als weniger sensibel für die Werte der Justiz. Barr war von Anfang an das Echo des Präsidenten, er plapperte dessen unlautere Aussagen über die Arbeit des Ministeriums nach und agierte offenkundig gemäß den eigennützigen Forderungen des Präsidenten nach Ermittlungen und Anklagen. Das Justizministerium hat dadurch Schaden genommen. Und es wurde weiter beschädigt, als sein Chef Barr das amerikanische Volk über die Arbeit des Sonderermittlers Mueller in die Irre führte. Und noch einmal, als er intervenierte, um im Prozess gegen einen Freund des

Präsidenten die von den Beamten im Ministerium empfohlene Verurteilung zu hintertreiben. Und ein weiteres Mal, als er massiv intervenierte, um einen Prozess gegen einen politischen Verbündeten des Präsidenten zu torpedieren, der sich bereits zweimal schuldig bekannt hatte.

Wenn unser Land wieder gesund werden soll, muss dieser Schaden behoben werden. Mein Buch ist ein Versuch, etwas zu dieser lebenswichtigen Aufgabe beizutragen – ich möchte meinen Landsleuten in Erinnerung rufen, wie die Justiz als Institution funktionieren und wie ihre Führungspersönlichkeiten sich verhalten sollten. Ich hatte das große Glück, unter Republikanisch wie Demokratisch geführten Regierungen Ämter innezuhaben – als Staatsanwalt, als US-Bundesanwalt, als Beamter des Justizministeriums und als Direktor des FBI –, und ich möchte anhand von Geschichten aus meiner Arbeit beleuchten, welche lebensnotwendigen Kernwerte die amerikanische Justiz hat und warum wir die heftige Korrosion überwinden und reparieren müssen, die ihr Trump und seine Unterlinge mit ihrer Unehrlichkeit, ihrem Klüngel, ihrer politischen Geschäftemacherei und ihrer moralischen Skrupellosigkeit zugefügt haben.

Meine Justizkarriere begann als Staatsanwalt in Manhattan, wo ich sechs Jahre lang eine Menge Fälle bearbeitet habe und – durch Vorgesetzte, Kolleginnen und

Kollegen und eigene Fehler – schmerzhaft lernen durfte, dass das Justizsystem dazu verpflichtet, immer und vollständig die Wahrheit zu sagen, auch die Zeugen dazu zu bringen und sich mehr um die Schaffung von Gerechtigkeit zu kümmern als ums Siegen. Danach lernte ich während drei Jahren in einer privaten Rechtsanwaltskanzlei, dass Strafverteidigung harte Arbeit ist, und erfuhr noch einmal neu, dass ein Staatsanwalt keinen Mandanten im üblichen Sinn des Wortes, sondern das ganze Konzept Gerechtigkeit zu vertreten hat. Als ich danach zur staatlichen Justiz zurückkehrte, war ich sechs Jahre lang Bundesanwalt in Virginia und wieder Ankläger – und lernte, dass zum Aussprechen der Wahrheit das Halten von Versprechen gehört –, aber meine Arbeit drehte sich bald mehr um Mitarbeiterführung und die gesellschaftlichen Auswirkungen unserer Arbeit. Das Vertrauen der Öffentlichkeit in die Justiz war alles, das wurde mir sehr klar, ohne dieses Vertrauen konnten wir unsere Kernaufgabe nicht erfüllen: Sicherheit für die Menschen. Es musste gepflegt werden, und nur im Gerichtssaal die Wahrheit zu sagen, reichte nicht. Wir hatten auch die Pflicht, transparent zu agieren und unseren Landsleuten zu erklären, was wir tun und warum.

Nach dem 11. September 2001 wurde ich erst leitender Bundesanwalt in Manhattan und dann Stellvertretender Justizminister in Washington – die Nummer zwei im Ministerium. Hier lernte ich, dass es ein für das Vertrauen

der Öffentlichkeit entscheidender Faktor ist, dafür zu sorgen, dass Politik bei unseren Entscheidungen keine Rolle spielt. Zwar wurden die Führungskräfte von der Politik ernannt – ich selbst auch zum ersten Mal in New York und dann in Washington –, aber unsere Arbeit hatte apolitisch zu sein. Wenn wir effektiv arbeiten wollten, mussten wir als von politischen Interessengruppen getrennt und unabhängig gelten können und unsere Entscheidungen allein aufgrund von Tatsachen und Gesetzen fällen. Und wenn wir die Öffentlichkeit davon überzeugen wollten, mussten wir unsere Arbeit nach außen vertreten.

Ich wurde zu einer Zeit FBI-Direktor, als Amerika stark polarisiert war, und es notwendiger denn je für das Vertrauen des Landes war, unsere Arbeit transparent zu machen und die Wahrheit zu sagen – auch über erschütternde eigene Fehler. Wenn es in Amerika gerecht zugehen sollte, durften wir weder zu irgendeinem Team gehören, noch irgendeiner Führungsfigur persönlich zu Loyalität verpflichtet sein, auch nicht dem Präsidenten.

Die Geschichten in diesem Buch handeln von Erfolgen und Niederlagen, Fakten und Lügen, Sachzwängen und Versehen. Sie bieten schmerzhaftes Lektionen darüber, dass im Zentrum unseres Justizsystems die ganze Wahrheit stehen muss und eine von Menschen geschaffene Institution auch grauenhafte Fehler macht. Und dass man als Rechtsvertreter des amerikanischen Volkes, das eben

kein üblicher Mandant ist, eine andere Art von Verpflichtungen hat. Die Geschichten illustrieren, dass auch politisch ernannte Juristen getreue Sachwalter einer apolitischen Justiz sein können und wie hoch der Preis ist, wenn sie dieser Verpflichtung nicht gerecht werden. Meistens sollen sie aber vor allem zeigen, dass Wahrheit etwas Reales ist und gesucht, gefunden und ausgesprochen gehört – im Gerichtssaal, in Konferenzräumen, bei Vernehmungen –, ohne Ansehen von Privilegien, Beziehungen oder Parteizugehörigkeiten.

Hier überall den Primat der Wahrheit wieder durchzusetzen und in der Zeit nach Trump das Vertrauen wieder herzustellen, darum geht es in diesem Buch. Donald Trump wird nach dem 20. Januar 2021 nicht mehr Präsident sein. Die Justizinstitutionen, die er zu desavouieren versucht hat – mit seiner Attacke auf die Wahrheit an sich –, müssen repariert und gestärkt werden. Die Lügenpandemie wird wiederkommen wie ein Virus – durch sie sind zu viele aalglatte Leute zu Macht und Geld gekommen, sie werden wieder darauf setzen. Um darauf vorbereitet zu sein, müssen unsere Institutionen stärker und widerstandsfähiger werden. Dieses Buch ist nicht für Rechtsexperten oder Historiker gedacht, sondern für normale Bürgerinnen und Bürger – denn mit dem Thema sollten wir uns alle auskennen –, und es handelt davon, warum und wie wir daran arbeiten müssen.

Erster Teil

Gerechtigkeit lernen

Als Staatsanwalt in Manhattan wurden mir die Werte unserer Justiz bewusst: immer und vollständig die Wahrheit zu sagen, auch Zeugen dazu zu bringen, egal wie sehr sie sich dagegen sträuben; nie eine Argumentation aufbauen oder einen Fall übernehmen, wenn man nicht daran glaubt; sich seiner Grenzen und Möglichkeiten stets bewusst sein. Doch all dies führte immer wieder zum Essenziellen: Wessen Sache vertrittst du eigentlich? Ich hatte begriffen, dass ich nicht einen Ermittler, nicht einen Zeugen, nicht meine Vorgesetzten vertrat, ja nicht einmal mich selbst. Ich vertrat etwas Größeres und Wichtigeres – die Gerechtigkeit. Das amerikanische Volk erwartete von mir nicht so sehr, dass ich einen Prozess gewinne, sondern dass ich mich mehr darum kümmere, zum richtigen Ergebnis zu gelangen.

1

Die guten Tage

Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.

Reinhold Niebuhr

Der Mann auf dem Moped packte sie einfach und fuhr mit ihr davon. Ihre kleine Schwester rannte schreiend ins Haus, um die Mutter zu verständigen, die umgehend zur Auffahrt stürmte, wo die Mädchen gespielt hatten. Aber die Straße lag still da, ihre wunderhübsche sechsjährige Tochter, die mit den schulterlangen braunen Haaren und den großen Kulleraugen, war verschwunden.

Entführungen durch Fremde sind selten, aber an diesem Mittwochnachmittag, dem 14. September 2016, geschah eben dies am Ende einer Auffahrt in einer vorstädtischen Wohngegend von Wilmington, North Carolina. Ein überführter Sexualstraftäter, der nach Verbüßung einer Haftstrafe von 16 Jahren wegen eines Übergriffs auf eine

andere Sechsjährige in der Nähe wohnhaft war, hatte sich des kleinen Mädchens bemächtigt. Er fuhr in Richtung eines dichten Waldstücks und passierte einen Schulbus, kurz bevor er von der befestigten Straße abbog und zwischen den Bäumen verschwand.

Entführungen durch Fremde enden außerdem oft tödlich. Die Polizei weiß, dass die Wahrscheinlichkeit, ein entführtes Kind lebend zu bergen, äußerst gering ist, wenn es nicht schnell aufgespürt wird. Eine fieberhafte Suche begann, unter Beteiligung der örtlichen FBI-Dienststelle zur Unterstützung der lokalen Polizei. Nachrichtensender verbreiteten die Amber Alert-Meldung. Freiwillige und Beamte suchten die ganze Nacht im strömenden Regen.

Im FBI-Hauptquartier am nächsten Morgen erzählte mir Steve Richardson, der für die kriminalpolizeiliche Abteilung zuständige Stellvertretende Direktor, während der turnusmäßigen Leitungsbesprechung von dem kleinen Mädchen, das vor 16 Stunden in North Carolina entführt worden war. Er berichtete, dass unsere Leute in Wilmington die Nacht durchgearbeitet und alles getan hätten, um unseren Partnern vor Ort behilflich zu sein. Es gebe einen Verdächtigen – einen vorbestraften Kinderschänder, der ein Moped besitze –, aber dieser Fall würde aller Wahrscheinlichkeit nach schlimm enden. Ich sagte: »Was für eine Welt«, und bat ihn, mich auf dem Laufenden zu halten.

Zwei Stunden später kam Richardson in mein Büro gestürmt. »Man hat sie gefunden.« Er legte mir ein großformatiges Farbfoto auf den Tisch. »Und sie lebt.« Ich betrachtete das Bild. Das kleine Mädchen sah mich an. Ihre auffallend großen Augen waren weit aufgerissen, ihr Gesicht, immer noch wunderhübsch, obwohl von Mückenstichen übersät, war ausdruckslos, als begriff sie nicht, was mit ihr passiert war. Sie blickte hoch zu dem Beamten, der das Geschehen festhielt, während andere Beamte nur wenige Zentimeter von ihrem Kopf entfernt mit einer Elektrosäge hantierten, um die dicke Kette, die sie in Halshöhe an einen Baum fesselte, zu durchtrennen. Der Rest ihres Körpers war von der Regenjacke eines Beamten eingehüllt, um die wunde Haut zu schützen, die eine ganze Nacht lang dem Regen und den Insekten ausgesetzt gewesen war.

Mir kamen die Tränen. Ich konnte den Blick nicht von dem Foto abwenden. Ich hob die Hand, die Innenfläche Richardson zugekehrt, um ihm zu danken und ihn zu bitten, mich allein zu lassen, alles ohne Worte. Er sagte: »Chef, das hier ist einer von den guten Tagen«, dann ging er. Ich starrte weiter auf das Foto. Ich dachte an das Mädchen und seine Schwester und ihre Eltern, an meine eigenen Kinder und all die Kinder, die nicht gefunden und nicht gerettet werden.

Dieses Kind konnte dank eines Hinweises gerettet werden. Nach der nächtlichen Suchaktion im Regen hörten

die Ermittler von einem Schulbusfahrer, der sich erinnerte, am Nachmittag zuvor einen Mann und ein kleines Mädchen auf einem Moped in der Nähe eines Waldgebietes gesehen zu haben. Zwei Mitarbeiter des Sheriffs begaben sich zu dem angegebenen Ort. Sergeant Sean Dixon führte seinen Hannoverschen Spürhund Dane mit sich. Er ließ Dane an der katholischen Schuluniform und einem Kissenbezug des Mädchens schnuppern, bevor sie sich in den Wald schlugen. Doch dann war es Lieutenant J.S. Croom, ohne Hund unterwegs, der sie nach zweihundert Metern zuerst erblickte, in Embryohaltung zusammengerollt, Arme und Beine in ihr rosa Hemd gewickelt, mit einer dicken Kette um den Hals, die sie an eine Eiche fesselte. Überzeugt davon, dass sie tot war, rief er nach Dixon und rannte auf den scheinbar leblosen Körper zu. »Schon an der Stimme und wie er meinen Namen rief, hab ich erkannt, dass er was gefunden hatte«, berichtete Dixon. »Mir ist ein bisschen das Herz in die Hose gerutscht.« Croom sagte später aus, er habe die reglos auf dem Boden liegende Gestalt berührt. »Und sie riss den Kopf herum, ihre Augen waren ganz groß, und sie fragte: ›Sind Sie hier, um mir zu helfen und mich zu meiner Mama zu bringen?‹« Durch die Bäume hörte Dixon Croom erneut rufen: Das Kind sei am Leben, das Mädchen lebe.

»Sie war das tapferste kleine Mädchen, das ich je erlebt habe«, sagte Dixon aus. »Sie starrte mich einfach nur an. Ich fragte sie, ob sie friere, und sie sagte, ja. Sie war

klitschnass. Sie hatte Mückenstiche am ganzen Körper.« Beamte hielten einen vorbeifahrenden Baulaster an und liehen sich eine akkubetriebene Säbelsäge aus. Dixon hielt seine Finger zwischen Baum und Kette, und Croom sägte sie durch. Das Kind wurde mit Blaulicht ins Krankenhaus gebracht. Croom stand neben der Eiche und weinte. Ich saß in meinem Büro, starrte auf das Bild des kleinen Mädchens, und auch ich weinte.

Der 46-jährige Douglas Nelson Edwards wurde schuldig gesprochen und wegen Entführung, versuchten Mordes und sexuellen Missbrauchs eines Kindes zu einer langjährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Er wird sich nie wieder an einem Kind vergehen. Ja, dies war einer der guten Tage. Er zeigte uns, warum wir diese Arbeit machen.

Ich hatte nie geplant, einmal Teil des Justizapparats zu werden. Ich wusste nur, dass ich meinen Jura-Abschluss machen und Menschen helfen wollte. Ich hatte allerdings keine Ahnung, wie ich das anstellen könnte. Mein erster Job nach dem Examen half mir auf die Sprünge. Ich wurde Rechtsreferendar – ein hochtrabender Ausdruck für »Assistent des Richters« – bei einem Bundesrichter im Bezirksgericht New York Süd, zu dem Manhattan und weite Teile der Stadt und ihrer nördlichen Vororte gehören. Meine Aufgabe bestand darin, dem Richter ein Jahr lang bei der juristischen Recherche und dem Abfassen von Schriftstücken zu helfen.

So ein Referendariat war eine prestigeträchtige Sache für junge Juristen, in der Regel nur den akademischen Stars vorbehalten. Ich hatte mich zwar gut geschlagen an der juristischen Fakultät, war aber absolut kein Star, was erklärt, warum Dutzende von Richtern meine Bewerbung abgelehnt hatten. Der Richter, der mich schließlich engagierte, John M. Walker jr., war ganz neu im Amt, ernannt erst während meines letzten Studienjahres. Er hatte als Stellvertretender Finanzminister gedient, bevor Ronald Reagan – dessen Vizepräsident George Herbert Walker Bush ein Cousin des Richters war – ihn zum Bundesrichter bestimmte. Das Timing war für mich sehr günstig, denn Richter Walker hielt Ausschau nach seinen allerersten Referendaren zu einem Zeitpunkt, als die akademischen Stars schon mit guten Stellen versorgt waren. Er war bereits ein bisschen verzweifelt, und, um ehrlich zu sein, das galt auch für mich. Später, sprich: in den folgenden Jahrzehnten, engagierte er Absolventen mit besseren Zeugnissen.

Wie es bei neuen Bundesrichtern so ist, war Walker sehr bestrebt, seine Sache gut zu machen. Und obwohl er durchaus eindrucksvolle Referenzen vorzuweisen hatte, hing über seiner Berufung doch ein Hauch von Vetternwirtschaft, den er naturgemäß schnell zu vertreiben suchte. Der Richter verbrachte während der Woche zwölf Stunden pro Tag im Gericht und arbeitete meist auch an mindestens einem Tag des Wochenendes. Von mir und

meinem Referendarkollegen wurde erwartet, dass wir immer, wenn er da war, ebenfalls auf der Matte standen, also praktisch durchgehend.

Ich war fünfundzwanzig, und es machte mich fertig. Wir fanden, er sollte – und wir sollten – mal ein bisschen rauskommen. Der Richter war ein 45-jähriger Single in der Großstadt – gutaussehend, mit Geld in der Tasche und einem Job, der ihm laut Verfassung auf Lebenszeit sicher war. Besser geht's doch gar nicht, oder? Immer wenn er seine Robe anzog, um auf dem Richterstuhl Platz zu nehmen, ließ er seine Anzugsjacke im Büro zurück. Unter dem Vorwand, ihm ein Memo über einen Fall auf den Tisch zu legen, schlich ich mich dann hinein und zog seinen in Leder gebundenen Taschenkalender aus dem Jackett, um nachzusehen, ob er für den Abend eine Verabredung hatte. Wenn ja, konnten auch wir ausgehen.

Im Sommer unseres Referendariats war er einmal einen ganzen Tag lang auswärts auf einer Fortbildung. Mein Kollege und ich saßen an unseren Schreibtischen, die sich in einem kleinen Raum gegenüberstanden. Nachdem ich eine Weile in einem dicken Wälzer mit mikroskopisch kleinem Schriftbild gelesen hatte, blickte ich auf.

»Lass uns zum Strand fahren.«

Jack schnaubte belustigt.

»Nein, ganz im Ernst. Wir gehen zu mir, packen ein paar Sachen ein und nehmen mein Auto.« Meine Wohnung in Hoboken, New Jersey, lag auf dem Weg nach Spring Lake,

einem Strandort, wo wir mit einem Dutzend Freunden zusammen ein Sommerhaus gemietet hatten. Wir hatten den Kalender des Richters eingesehen; er würde heute nicht mehr ins Büro kommen. »So eine Chance kriegen wir so schnell nicht wieder.«

»Ja, du kannst deine Sachen packen. Ich hab keine Sachen.« Da hatte er recht; seine Wohnung lag weitab in der verkehrten Richtung, hoch im Norden, in der Nähe der Columbia University. Ich konnte ihm Shorts und ein Shirt leihen, aber meine Schuhe waren ihm viel zu groß.

»Moment mal, ich hab eine Idee.« Jack und der Richter hatten die gleiche Größe. Ich schlüpfte ins Büro des Richters und borgte seine Laufschuhe aus, mit denen er manchmal joggen ging, bevor er zum Gericht musste. »Jetzt hast du auch Sachen. Auf geht's.«

Es war ein unglaublicher Strandtag in New Jersey, mitten unter der Woche. Ein Tag wie aus dem Film »Ferris macht blau«. Wir schwammen, warfen auf Basketballkörbe, joggen am Strand. Und keiner kam uns je auf die Schliche. Sehr, sehr früh am nächsten Morgen stellte ich die Laufschuhe dem Richter wieder in den Schrank.

Rückblickend wäre es vielleicht klüger gewesen, ich hätte, bevor ich das Gebäude betrat, die Schuhsohlen ordentlich ausgeklopft. Noch viele Jahre lang sollte Richter Walker sich fragen, wie es kam, dass seine Nikes, die er noch nie außerhalb der Stadt getragen hatte, eines schönen Morgens plötzlich eine rätselhafte Sandspur auf

dem dunkelblauen Teppich seiner Diensträume hinterließen. Er sprach seine Sekretärin darauf an, die nur mit den Achseln zuckte, aber zu unserem großen Glück kam er nie auf die Idee, uns danach zu fragen.

Zu Beginn seiner juristischen Laufbahn war Richter Walker als Staatsanwalt im Bezirksgericht New York Süd tätig gewesen. Er erzählte gern Geschichten aus dieser Zeit, mit einer Mischung aus Freude und Bedauern. Es war der beste Job seines Lebens gewesen. Die Arbeit, die Freundschaften, die Fallbeispiele. Es gab nichts, was dem gleichkam. Fast verklärte sich sein Blick, wenn er andachtsvoll über »das Amt« und seine Rolle darin sprach.

Wenn wir im Gerichtssaal saßen, um die Verhandlungen zu beobachten, die er leitete, konnte ich nachvollziehen, was er meinte. Wir sahen jede Menge schlechter Anwälte – oft waren sie nachlässig gekleidet, schlecht vorbereitet, verspätet, aalglatt, sogar respektlos. Ganz anders dagegen die Frauen und Männer von der Bundesanwaltschaft. Sie waren fast immer jünger als die anderen Anwälte, standen gerader, knöpften sich schneller das Jackett zu, antworteten mehr auf den Punkt, hielten sich an Fristen und gaben offen zu, wenn sie etwas nicht wussten. Wurden sie korrigiert oder ermahnt, antworteten sie: »Ja, Euer Ehren«, und taten nicht wieder, was der Richter beanstandet hatte.

Aber es war viel mehr als nur eine Frage des Stils. Mir fiel auf, dass der Richter – und sogar die Anwälte der

Gegenseite – glaubten, was die Bundesanwälte sagten. Wenn sie die Fakten darlegten oder Schlüsse aus einem bestimmten Präzedenzfall zogen oder beschrieben, was während eines Telefonats passierte, hielten alle Anwesenden ihre Ausführungen für stichhaltig, selbst die, die sie nicht kannten. Etwas nicht Sichtbares schien für sie zu bürgen. Es war seltsam, und im Alter von fünfundzwanzig konnte ich es mir nicht erklären. Aber ich fühlte mich zu dieser Arbeit hingezogen. Ich wollte auch so ein Leben führen. Mit sechsundzwanzig bekam ich dann die Chance und kostete dieses Leben aus, mit kleineren Unterbrechungen dreißig Jahre lang, in verschiedenen Funktionen für den Justizapparat, bis ich schließlich als FBI-Direktor von Donald Trump gefeuert wurde.

Ich liebte meine Tätigkeit im Justizministerium und im FBI, welches nur eine der Untergliederungen des Ministeriums darstellt. Die Organisationsstruktur ist außerordentlich komplex, sie umfasst mehr als 100000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im In- und Ausland. Es sind:

- Sonderermittler und Deputy Marshals;
- Staatsanwälte, die meisten davon einem der 94 Bundesgerichte in sämtlichen 50 Bundesstaaten und den US-Territorien zugeordnet;
- Zivilanwälte, die die Regierung bei Gerichtsverfahren vertreten und die ebenfalls im ganzen Land tätig sind;

- Analytiker, Wissenschaftler, Rechtsassistenten, Sekretärinnen, Sachbearbeiter, Handwerker, Lehrer, Wachleute und Tausende mehr, die den weitgespannten Betrieb am Laufen halten.

Das ist das Justizministerium. Es ist eine ganz vielfältige Ansammlung von Menschen, die sich alle auf die gleiche Sache stützen – die Sache, von der ich als junger Rechtsreferendar in Richter Walkers Gerichtssaal eine erste Ahnung bekam: eine Gabe, die ihnen mit dem Eintritt ins Ministerium zuteilwurde. Es ist eine Gabe, die ihnen vielleicht gar nicht bewusst war, bis sie sich zum ersten Mal erhoben, sich als Angehörige des Justizwesens auswiesen und den Mund aufmachten – sei es in einem Gerichtssaal, einem Tagungsraum oder bei einer Grillparty – und feststellten, dass vollkommen fremde Menschen ihnen zuhörten und glaubten.

Man glaubte ihnen, weil sie, wenn sie das Wort ergriffen, nicht als Republikaner oder Demokraten wahrgenommen wurden. Sie wurden als etwas angesehen, das im amerikanischen Leben ganz für sich steht – als eine Gruppe von Personen, die versuchen, das Richtige zu tun. Oft beschreibe ich diese Gabe, die so viel von dem Guten ermöglicht, das sie bewirken, als ein Reservoir des Vertrauens und der Glaubwürdigkeit, ein Reservoir, das für sie angelegt und Tropfen für Tropfen aufgefüllt wurde von denen, die ihnen vorausgingen – und die sie zum größten

Und schließlich all denen, die ihr Leben der Justiz gewidmet und etwas Großes aufgebaut haben. Mögen sie alle weiter das Gute tun.

Über James Comey

James B. Comey, geboren 1960, arbeitete nach seinem Jurastudium bei der New Yorker Staatsanwaltschaft. 2003 stieg er zum stellvertretenden Justizminister auf, 2013 wechselte als Direktor zum FBI. 2017 feuerte Trump ihn, weil Comey nicht bereit war, die Russland-Ermittlungen gegen Trumps Mitarbeiter einzustellen. Er ist verheiratet und hat fünf Kinder, sein erstes Buch »Größer als das Amt« war ein weltweiter Bestseller.

Impressum

Die amerikanische Originalausgabe erscheint im Januar 2021 unter dem Titel
Saving Justice: Truth, Transparency, and Trust bei Flatiron Books, New York

Deutsche Erstausgabe Januar 2021

© 2020 James Comey

© 2021 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Lektorat: Kristian Wachinger

Covergestaltung: total italic, Thierry Wijnberg

Coverabbildung: gettyimages / Bill Clark / Kontributor

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

ISBN 978-3-426-46180-8

Hinweise des Verlags

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44 b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Wissen, was gelesen wird